

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 9

Artikel: Meine koreanische Ehe
Autor: Sien-Ruegg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

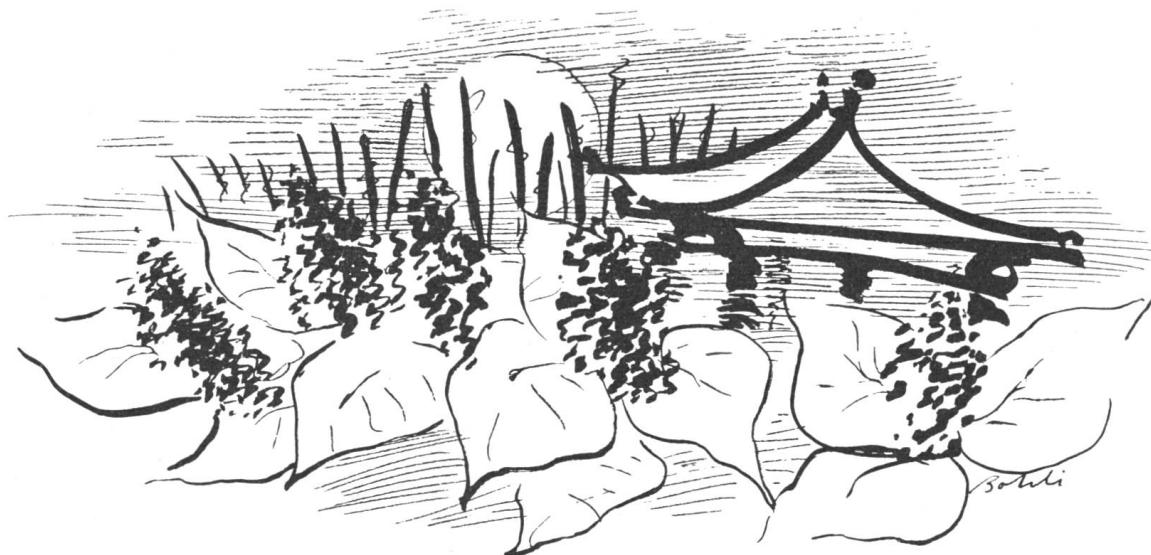
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



MEINE KOREANISCHE EHE

von Anna Sien-Ruegg

Es war im Jahre 1927, als ich in der Kirche Neumünster in Zürich meinem Mann, einem Koreaner, angetraut wurde. Ich empfand es damals als selbstverständlich, ihm bald in seine Heimat im Fernen Osten zu folgen. Ich konnte es nicht begreifen, daß meine Mutter und alle meine Geschwister so traurig waren und weinten. Mir schien alles hell und schön.

Ich hatte als junges Mädchen meinen Mann bei einer Bekannten kennengelernt und ihn sehr interessant gefunden. Er tat mir alles zuliebe und überhäufte mich mit so vielen Geschenken, daß er mir wie ein leibhaftiger Prinz vorkam. Im Oktober des gleichen Jahres verließ ich an seiner Seite die Schweiz. Mir fiel der Abschied gar nicht schwer. Ich freute mich auf das fremde Land und sah die Zukunft in den rosigsten Farben. Und schließlich hatte

mein Mann ja meiner Mutter versprochen, mit mir nach drei Jahren wieder zu Besuch zu kommen. Aus den drei Jahren sind 24 Jahre geworden; ich kam ohne Mann zurück, und meine gute Mutter war inzwischen gestorben.

Die Nase Ein Onkel meines Gatten war uns an die Grenze Koreas entgegengereist, ein großer Mann mit einem pockennarbigen Gesicht. Bei der Begegnung betrachtete er mich aufmerksam und äußerte daraufhin, ich sollte eine Brille tragen. Auf meine Frage nach dem Grund dieses Vorschlages antwortete er, ich sähe sehr gut aus, nur an meiner Nase nahm er Anstoß. Eine Brille, meinte er, würde die Höhe meiner Nase abschwächen. Ich empfand diese zwar offenbar

in freundlicher Absicht erteilte Anregung als Zumutung. Später mußte ich oft erleben, daß meine Nase, von durchschnittlich europäischer Höhe, immer wieder Anstoß erregte.

In Seoul angekommen, wurden wir auf dem Bahnhof von Freunden erwartet. Sie sprachen alle deutsch, und ein Arzt, dessen Frau Deutsche ist, lud uns für die ersten paar Tage in sein Haus ein. Dort lernte ich eine der Tanten meines Mannes, die Frau des pockennarbigen Onkels, kennen. Sie war klein und trug ein kurzes Kleid, kürzer, als man es damals bei uns trug. Als ehemalige Mittelschülerin war sie auf alles Moderne eingestellt. Listig und geschäftstüchtig schaffte sie sich aus jeder Gelegenheit Vorteile. Sie trug ihren Spitznamen «Fuchstante», wie ich noch erfahren sollte, zu Recht. Ihr kleines Haus war die erste koreanische Wohnstätte, die ich betrat. Durch einen kleinen Vorhof kam man in die noch kleinern Zimmer. Wir mußten, wie es in Korea üblich ist, bei unserm Eintritt die Schuhe ausziehen. Stühle gab es keine; auf dem geheizten Fußboden lagen als Sitzgelegenheit seidene Kissen. An der einen Wand standen schwere, mit Perlmutter verzierte Schränke.

«Kannst du in einem solchen Haus wohnen?» fragte mich mein Mann.

Ängstlich schaute ich zur niedrigen Decke auf und antwortete:

«Wenn es sein muß, ja!» Aber in Gedanken hatte ich den Raum bereits nach unsren Sitzen mit Tisch und Stühlen ausgestattet.

Eine Dienerin brachte darauf ein niedriges, kleines, zierliches Tischlein mit Tee und Früchten.

Die Tante redete ununterbrochen auf mich ein. Ich verstand kein Wort. Die koreanische Sprache tönte mir so völlig fremd in die Ohren, daß ich nie geglaubt hätte, diese schon nach einem Jahr zu verstehen und zu sprechen.

Auf einem Rundgang durch die Stadt hängte ich meinem Mann, wie ich es von zu Hause her gewohnt war, ein. Zu meiner Überraschung machte er sich sofort mit einer schnellen Bewegung frei. Das Arm-in-Arm-Gehen von Mann und Frau verstößt gegen die koreanische Sitte. Es wirkt zu intim. Kurz darauf kam uns eine junge Mutter entgegen. Sie trug ihr Kind auf dem Rücken, der lange Rock war unter der Brust festgebunden, mit den Händen hielt sie einen Korb voll Wäsche, die kurze Jacke ließ beide Brüste frei. Ich errötete und beobachtete heimlich meinen Mann. Er hatte mein Befrem-

den beachtet und lachte über mein Erröten. Mir kam es merkwürdig vor, daß solche Entblösungen als selbstverständlich hingenommen werden, während es Anstoß erregt, wenn man mit dem eigenen Manne Arm in Arm spazieren geht.

Im Sippschaftsdorf Eigentlich war von uns vorgesehen gewesen, in Seoul zu leben. Mein Mann wollte dort ein Haus kaufen. Aber zunächst mußte er in den Süden, um sich seinem dortigen Haushalt und seinen Plantagen zu widmen. Eine Trennung fiel uns zu schwer, und so begleitete ich ihn südwärts. Das Sippschaftsdorf meines Mannes liegt ungefähr eine halbe Stunde von Kotschang entfernt. Man erreicht es durch einen Kiefernwald in einem Tal, das sich in eine große Ebene mit Reisfeldern öffnet. An klaren Tagen sieht man von dort aus sogar ein Stück Meer.

In jener Siedlung wohnen nur Verwandte und deren Dienerschaft. Die drei Häuser meines Mannes stehen innerhalb einer hohen Mauer. Betritt man die Siedlung durch das große Holztor, steht man auf dem Hof vor dem Sarang (Männerhaus), das ausschließlich für männliche Gäste bestimmt ist.

Eine zweite Tür führt in ein Haus, das Frauen vorbehalten ist und nie von fremden Männern betreten werden darf. Von hier aus wird das Essen für Gäste und den Hausherrn auf kleinen Tischchen ins Männerhaus gebracht.

Zur rechten Seite liegt auf ebener Erde, wie alle koreanischen Häuser, das größte und schönste Gebäude. Es enthält einen langen Korridor. Auf beiden Seiten liegen die Zimmer mit von Olpapier beklebten Steinböden. In der Mitte befindet sich ein großer Saal mit Holzboden für festliche Anlässe.

Der Anblick meiner neuen Wohnstätte enttäuschte mich. Die Räume waren leer, auf dem Boden lagen Decken. Mein Mann erklärte mir, er müsse jetzt allein zum Großvater, um ihn zu begrüßen. Ich möge mich inzwischen ausruhen.

Meine Schuhe hatte ich vor dem Hause ausgezogen, und so setzte ich mich mit ausgestreckten Beinen auf die Decke. Ich fühlte mich sehr unbehaglich. Als ein Diener einen Koffer hereinbrachte, benützte ich diesen als Hocker.

Die Ruhepause dauerte aber nicht lange.

Die Hintertüre ging auf, und viele Frauen kamen zu mir herein. Für mich sahen sie alle gleich aus. Ich konnte nur unterscheiden, ob sie jung oder alt waren. Alle setzten sich im Kreis um mich herum und redeten miteinander in einer Sprache, die auf mich wie ein Schwirren wirkte. Lachen ertönte, und es erschienen immer mehr Frauen.

Schließlich wurde mir richtig angst. Ich stand auf, zog schnell meine Schuhe an und verließ das Haus. Ich verirrte mich zuerst und kam dann doch durch verschiedene Tore endlich wieder auf die Straße, die aus dem Dorfe führte. Mein einziger Gedanke war: «Nur fort von hier!»

Mein Mann war aber sofort von meiner Flucht verständigt worden; er holte mich ein, brachte mich wieder zurück und schickte die ganze Verwandtschaft weg.

Es folgte die erste Nacht in meiner neuen Heimat. Es gab keine Betten. Die Decken und Matratzen werden tagsüber in eingebaute Schränke gelegt und nur für die Nacht nebeneinander auf den Boden gebreitet. Am Morgen schmerzten mich alle Glieder. Aber als ich später wieder einmal in einem Bette schlief, fühlte ich mich darin nicht mehr wohl, und wenn ich auf einem Stuhl saß, kam ich immer in Versuchung, die Beine hochzuziehen.

Die Eingewöhnung Nach und nach wurde ich der ganzen Verwandtschaft, Frauen, Mädchen, Männern, vorgestellt. Je nach dem Grad der Verwandtschaft mußte ich dabei sitzen bleiben oder die vorschriftsmäßigen Verbeugungen machen. Es schien mir hoffnungslos kompliziert. Abgesehen davon, daß ich, wie gesagt, zunächst weder die Frauen, die alle die gleiche Tracht und die gleiche Frisur tragen, noch die Männer auseinanderhalten konnte, fand ich sie alle häßlich. Nur mein Mann gefiel mir.

Es griff mich auch an, daß alle Frauen, die mich ständig umgaben, nur dasaßen, lachten und redeten, aber keine Arbeit leisteten. Auf meine Frage, warum niemand von ihnen arbeite, antwortete mein Mann, daß ihnen dafür ja Dienerschaft zur Verfügung stände.

Bald sollte auch ich mich an dieses Nichtstun gewöhnen. Das Essen wurde mir vom Frauenhaus aus gebracht. Durch eine Glocke hergerufen, nahm ein Diener meine Wünsche entgegen, sofern mir meine Sprachkenntnisse

erlaubten, sie zu äußern. Anfänglich aß ich mit Vorliebe Äpfel und Kastanien. Um diese zu bekommen, hielt ich dem Diener eine Frucht entgegen. Er verstand schnell und sagte mir zu jedem Ding, das ich ihm zeigte, das koreanische Wort. Es ging nicht lange, bis mir der Sinn für die koreanische Sprache aufging. Ich machte mich nun mit großem Eifer daran, diese durch Fragen und Nachsagen zu lernen. Ich wollte wissen, was um mich vorging und was die Menschen meiner neuen Umgebung taten und dachten.

Das Essen wurde gegen die Sitte für uns beide auf dem gleichen Tisch serviert. Aber wenn im Männerhaus Gäste waren, was oft vorkam, mußte ich mit den Frauen, einer Großmutter, einer Tante und einer Schwägerin, essen. Da gab es dann nur das, was die Großmutter geben wollte, und das schien mir wenig. Ich hatte das Gefühl, daß sie mich nicht wohl mochte. Später, als ich die Sprache kannte und wir in der Stadt ein Haus besaßen, änderte sich ihre Einstellung. Je mehr ein Mann für seine Frau tut, desto höher steigt ihr Wert in den Augen der Verwandten.

Da ich es in meiner Einsamkeit und ohne Arbeit oft kaum aushielte, streifte ich gelegentlich halbe Tagelang in den Feldern und Wäldern herum. Aber bald mußte ich es aufgeben, das allein zu tun. Es erwies sich als zu gefährlich. Ich wäre nämlich einmal beinahe angeschossen worden. Ein Jäger erblickte im Dickicht meinen Pelzmantel, legte an und wollte sich nur noch vergewissern, was für ein Tier er vor sich habe, als ich ihm mein Gesicht zudrehte und er in mir die weiße Frau erkannte.

Einsamkeit Unser Leben gestaltete sich ganz anders, als ich erhofft hatte. Es stellte sich heraus, daß mein Mann nun, da er sich in seiner Heimat befand, schnell vergessen hatte, wie einsam er sich oft unter uns Europäern fühlte und wie ärgerlich er damals werden konnte, wenn wir unter uns Schweizerdialekt sprachen, den er nicht verstand.

Mein Mann war überall zu finden, nur nicht bei mir. Begreiflich, kamen doch ins Männerhaus so viele Freunde, die alle von ihm wissen wollten, was er im Ausland erlebt hatte. Außerdem waren die vielen neugierigen Tanten da und die hübschen, jungen Cousinen, die man

mit ihren bevorstehenden Hochzeiten necken konnte.

So saß ich denn häufig traurig in dem einzigen Lehnsstuhl und wußte nichts mit mir anzufangen.

Mein Mann gab sich zwar viel Mühe, um mir Zerstreuung zu verschaffen. Wir lasen zusammen; er ging sogar, wenn es niemand sah, mit mir Hand in Hand in den Wäldern spazieren, oder er schickte mir zur Unterhaltung eine seiner Schwägerinnen. Aber da diese mich so wenig verstanden wie ich sie, war das eine unbefriedigende Gesellschaft.

Die Neugierde der Koreanerinnen störte mich: Sie kramten gerne in meinen Sachen herum. Die koreanische Gewohnheit, allen meinen Besitz mit den Händen anzufassen, ärgerte mich immer aufs neue. Erst später erfuhr ich von der Sitte, daß eine junge Frau ihr Heiratsgut der neuen Verwandtschaft vorführt.

Häufig erschien die Gattin des zweitjüngsten Bruders meines Mannes, der damals noch in die Mittelschule ging, eine sehr hübsche Frau, gleich alt und etwas größer als ich. Ihr schönes, leicht gewelltes Haar war von tiefem Schwarz. Leider hatte sie einen kleinen Geburtsfehler, sie hinkte. Deshalb hatte ihr Mann die Absicht, sich von ihr zu trennen. Mein Mann schickte oft den jüngeren Bruder zu seiner Frau, die einen Flügel unseres Frauenhauses bewohnte. Dabei gab es dann häufig Tränen, weil er nichts von ihr wissen wollte. Später allerdings haben sich die beiden doch recht gut verstanden. Sie schenkte ihm zwei stramme Knaben und erwies sich als vortreffliche Hausfrau und Köchin.

Mit dieser Schwägerin kam ich sehr gut aus. Sie erzählte munter darauflos, ob ich sie verstand oder nicht. Sobald ich in ihrer Gegenwart eine Handarbeit hervorholte, griff sie danach und machte sie für mich fertig. Es rührte mich auch, daß sie einen von mir angebissenen Apfel, den ich nicht mehr mochte, mit der größten Selbstverständlichkeit verspies. Ich fühlte, daß sie mich nicht als Fremde betrachtete.

Fremde Welt Wichtig war der Tag, an dem ich dem Großvater vorgestellt wurde. Ich durfte ihn erst auf seine Aufforderung hin besuchen. Er war der Älteste im Dorf und halb blind.

Da saß ich auf dem Boden vor dem dünnen, alten Mann mit den spärlichen Barthaaren. Er war in weiße Seide gekleidet und trug einen aus Roßhaar geflochtenen Hut. Ich fühlte so etwas wie Ehrfurcht vor ihm. Mein Gesicht konnte er nur undeutlich erkennen. Mein kurz geschnittenes Haar hielt er für einen Hut. Tastend ergriff er meine Hände und fühlte sie lange ab. Mir begann es schon unangenehm zu werden; aber ich erfuhr dann, daß sein Urteil bei der Prüfung günstig ausgefallen war. Er hat meinem Manne gegenüber geäußert, meine Hände seien schmal und weich, ich stamme aus einer guten Familie und werde eine gute Frau sein.

Schon in den nächsten Tagen besuchte er mich in Begleitung eines Dieners und überbrachte mir allerlei Geschenke, Früchte, Nüsse usw. Das durfte ich für eine hohe Ehre halten.

Eines Abends, mein Mann war auf der Jagd, ertönte die Trommel vom Hause meiner Tante herüber. Wir wußten, daß die Frau krank war. Neugierig begab ich mich zu ihr hinüber. Mitten im Hofe lag ein in Strohmatten gewickeltes Etwas. Um dieses herum lärmten Männer mit Trommeln und Schlagzeugen, und zwei davon stießen mit Bambusstecken nach dem, was auf dem Boden lag.

Ich blieb stehen und schaute zu. Der Onkel mit den Pockennarben lachte verlegen. Nach etwa einer Viertelstunde verstummten die Trommeln, man holte aus den Strohmatten meine Tante hervor und trug sie ins Haus. Die Geister sollten nun verscheucht sein. Alle hofften auf sichere Genesung.

In der Gegenwart meines Mannes durften solche Praktiken, die er als Unfug bezeichnete, nie ausgeführt werden.

Die Dienerschaft In der ersten Zeit bekam ich oft Besuch von jungen Frauen, an deren einfacher Kleidung ich leicht feststellen konnte, daß sie nicht zur Verwandtschaft gehörten. Sie waren sehr neugierig, faßten alles an und erbettelten sich kleine Dinge.

Eines Tages kam mein Mann dazu. Die Frauen wurden einem scharfen Verhör unterzogen und von ihren Männern bestraft.

Mich berührte der Vorfall peinlich; ich setzte mich für diese Frauen ein, die, wie sich herausstellte, zur Dienerschaft gehörten. Aber davon wollte mein Mann nichts wissen. Er vertrat die Ansicht, daß ich der Dienerschaft gegenüber

zu nachsichtig sei, dadurch ihre Achtung verliere und die Meinung aufkommen lasse, ich käme aus einer untern Schicht.

Die Dienerschaft besteht aus ganzen Generationen. Die Bediensteten werden verheiratet und deren Kinder wieder zum Dienen erzogen. Die Dienerschaft bekommt während des Jahres Stoff für Kleidung und am Ende des Jahres

etwas Geld. Außerdem wird ihnen ein Haus zur Verfügung gestellt und etwas Land für den Eigenbedarf. Im Krankheitsfall sorgt der Arbeitgeber für Arzt und Arznei. Zu jedem Haushalt der Verwandtschaft gehört eine gewisse Anzahl Dienerschaft.

In der Anpflanzungs- und Erntezeit versammelt sich die gesamte Dienerschaft des Dorfes,

Da musste ich lachen...

Es war an der Landsgemeinde in Hundwil, im Jahr 1897, als die erste Hundesteuer im Appenzeller Land eingeführt wurde.

Die Taxe betrug für einen männlichen Hund Fr. 6.— und für einen weiblichen Fr. 10.—. Dieser Beschuß ärgerte besonders die Bauern, die einen Hund halten mußten, z. B. zum Hüten, Viehtreiben usw.

Als junges Mitglied der Wasserkorporation hatte ich am Tage nach der Landsgemeinde den Auftrag, einen Bauern aufzusuchen, um von ihm den Vertrag über eine von ihm abgetretene Quelle unterzeichnen zu lassen.

Der Bauer saß, gemütlich sein Pfeifchen schmauchend und gestützt auf seinen langen Stock, vor seinem Hause und genoß die wärmende Frühlingssonne.

Als ich dann von der Straße abbog und das Weglein durch seinen Boden hinauf benutzen wollte, kam ein großer Appenzeller Hund, «Bläß» genannt, wütend auf mich zugerannt, um fuhr mich bellend, zähnefletschend und knurrend, so daß ich fürchten mußte, er wolle mit meinen Waden Bekanntschaft machen.

Ich stand still und rief dem Bauern zu: «He Hambartli (gekürzter Name für Johann Bartholomäus) rüefid doch Euerem Hond! I mues zo Eu ufe will Ihr näbis mönd onderschribe!»

Aber was geschah? Der Bauer erhob sich von seiner Bank, und mit seinem langen Stock die Halde hinunter auf mich zeigend, rief er mit seiner hohen Fistelstimme: «Hetocht en Narre (app. Ausdruck für: warum nicht gar!). I rüefen em Bläß nüd. Du werscht woll au eso e strobis Närrli gse se, wo gester a der Landsgmäänd för d'Hondstüür gstimmt häd. Wäsch, de Bläß chend jedwedere ond isch es gad glich wenn er di bißt! Du strobis Närrli du!»

Da mußte ich lachen!

Max Rohner, Heiden

und ein Stück Land nach dem andern wird bebaut oder abgeerntet. Dann muß der jeweilige Arbeitgeber den Dienern, die nicht zu ihm selbst gehören, einen Taglohn zahlen.

Auch die Frauen wechseln im Dienst mit Waschen und Bügeln ab.

Gewaschen wird überall, wo es Wasser gibt, an Flüssen, an Tümpeln und rund um den Dorfbrunnen. Ich wunderte mich immer, wie da die Wäsche so schön sauber werden konnte. Das Waschmaterial ist sehr primitiv. Die Wäsche wird mit etwas Soda gekocht und mit gewöhnlicher Seife gewaschen, das heißt mit zwei runden Holzschlegeln geklopft. Die gestärkten Sachen werden schön zusammengefaltet auf einen Stein gelegt und wieder geschlagen. Seide wurde meist selbst nachgefärbt und war dann wieder wie neu anzusehen.

Ich erwarte ein Kind Monate vergingen, der erste Schnee fiel.

Von den Lagerhäusern ertönte das eintönige, singende Zählen der Diener herüber. Die Pächter brachten die Ernte zur Abgabe, das hieß für sie Geld.

Meine heimliche Hoffnung war, daß wir nun endlich in die Stadt übersiedeln würden. Ich erwartete ein Kind. Nichts mehr wollte mir schmecken, obwohl die koreanische Nahrung sehr gut und gesund ist. Es gibt dreimal im Tage Reis mit Suppe, Fleisch, Gemüse und gedörnte, getrocknete und in Salz eingelegte Fische. Das Reis wird ohne Salz nur im Wasser gekocht, dafür sind die andern Gerichte salzig oder scharf. Es werden eine Unmenge Sorten Kuchen, die mit Honig, Weinbeeren, Zimt und braunem Zucker gewürzt sind, gebacken, die verschiedenen Weine werden aus Reis hergestellt. Was mir damals fehlte, waren Kaffee und Brot.

Wir fuhren in einem Taxi, einem vorsintflutlichen Ford, von einem Dorf zum andern, um für mich Brot aufzutreiben. Aber alles, was wir fanden, war buntes Zuckerzeug und eine Flasche Rotwein.

Schließlich wurde ich ernstlich krank. Alle Ärzte, koreanische und jene, die sich europäischer Medizin bedienten, schüttelten die Köpfe. Mutlos betrachtete ich mich im Spiegel. Mit meinem magern Gesicht und den Sommersprossen auf der Nase konnte ich meinem Mann unmöglich mehr gefallen. Aber gerade in jener Zeit hielt er fester als je zu mir, so

dass ich das Gefühl der Minderwertigkeit, das mich beschlich, wieder verlor. Ich schluckte mit großer Geduld die aus Kräutern und Wurzeln gebraute koreanische Medizin. Mein Mann beschaffte aus der Stadt Brot, Butter und Kaffee. Darauf kam ich bald wieder zu Kräften. Erst später erzählte mir mein Mann, welche Angst er ausgestanden habe, mich zu verlieren.

In der Nacht, in der mein erstes Kind geboren wurde, herrschte eine große Aufregung. Der eine Stunde weit entfernt wohnende Arzt wurde geholt. Er war sehr jung und getraute sich kaum, mich richtig zu untersuchen. Ich bekam eine Spritze gegen die Schmerzen. Trotz meiner Bitte, zu bleiben, fuhr er wieder weg. Eine Stunde später kam mein Sohn zur Welt. Die Großmutter war bald mit einem großen Bündel Stroh zur Stelle. Als mein Mann und ich dieses entsetzt betrachteten, verschwand sie dann wieder und brachte statt dessen alte Tücher.

Nach der Geburt meines Sohnes feierte mein Mann ein großes Fest. Was es in Korea und auch überhaupt in Asien heißt, einem Knaben das Leben gegeben zu haben, wußte ich erst viel später. Es war nun ein Erbe und ein Nachfolger da, ein Sohn, der die große Verpflichtung auf sich nimmt, immer für die Eltern zu sorgen.

Frau und Nebenfrau In Korea hat die Frau kein Erbrecht. Sie hat auch keinerlei Rechte im Fall einer Scheidung, weder auf die Kinder noch auf eine Entschädigung.

Die koreanische Ehe wird durch Vermittlung der Eltern geschlossen. Mein Mann hätte mich, eine Ausländerin, nie heiraten können, wenn seine Eltern noch gelebt hätten. Das Brautpaar sieht sich erst am Hochzeitstag. Der Bräutigam kommt mit seinem Vater und Begleitern in das Haus der Braut und bringt in einer schwarzen Lacktruhe das Hochzeitsgeschenk mit. Dazu gehört Schmuck je nach Vermögen und zwei Stücke Seide für Röcke. Früher war der Bräutigam oft nicht älter als zwölf Jahre. Heute ist er in der Regel 18 bis 20 Jahre alt.

Drei Tage bleibt der junge Ehegatte bei seiner Frau. Nach der ersten Nacht wird er von den jungen Verwandten der Frau ins Gericht genommen. Sie wollen alles aus ihm herausbringen: ob er seine Frau gern habe, was

er mit ihr gesprochen habe usw. usw. Den Hartnäckigen, die nichts ausschwatzen wollen, geht es schlecht. Es werden ihnen die Beine zusammengebunden, und man bearbeitet ihnen mit einem Holzstück, das sonst für das Schlagen der Wäschestücke bestimmt ist, die bloßen Fußsohlen. Noch viele andere Scherze werden mit dem jungen Ehemann getrieben. Meistens macht die Schwiegermutter mit ihrem Dazwischentreten dem grausamen Spiel ein Ende.

Die Aussteuer, die eine Frau mitbringt, ist sehr beträchtlich. Die Kleider und Decken sind in sehr schönen Schränken aus schwarzem Holz mit Perlmuttfiguren untergebracht. Eine Frau bringt Kleider für fast ein ganzes Leben mit, dazu Stoffballen, Leinen für Bettwäsche, Flanell- und Sommerstoffe, eine Nähmaschine und das Geschirr. Kostbarer Schmuck fehlt nicht. Auch Geschenke für die Schwiegereltern und die Verwandten werden mitgeführt. Nach dem Einzug der Braut wird eine Schau der Aussteuer veranstaltet. Je größer diese ist, um so besser ist die Neuvermählte bei den Frauen angesehen.

Gesetzlich kann der Koreaner nur eine Frau haben, aber es ist ihm erlaubt, Nebenfrauen zu unterhalten. Es gehört zur guten Sitte, daß sich Frauen und Nebenfrauen gut vertragen. In der Verwandtschaft meines Mannes habe ich Frauen kennengelernt, die wie Schwestern im gleichen Hause zusammenlebten. Die Kinder waren beiden Müttern gleich anhänglich.

Die Nebenfrau ist meist jünger als die «große Frau». Sie behandelt diese mit Achtung, und oft werden alle Kinder auf deren Namen eingetragen.

Oft sind es die Eltern, die von einem Sohne verlangen, daß er eine Nebenfrau nimmt, wenn er von der «großen Frau» keine Söhne bekommt. Die «große Frau» bleibt, wenn ihr Mann mit einer Geliebten in die Stadt zieht, fast immer bei den Schwiegereltern zurück.

Es kommt nicht häufig vor, daß eine Nebenfrau ihr ganzes Leben lang beim gleichen Mann bleibt; meist sind es Sängerinnen oder Mädchen aus einer untern Schicht. Deshalb werden für deren Kinder bei einer Heirat auch ein Bräutigam oder eine Braut aus der gleichen Klasse gesucht.

Koreanischer Winter Meine Stellung hatte sich als Mutter eines Sohnes stark verbessert. Ich hatte nun auch

Arbeit. Obschon mir eine Amme zur Verfügung stand, durfte ich mich doch ganz meinem Buben widmen.

Die kleinen Kinder werden in Korea auf dem Rücken getragen. Als ich für meinen Sohn einen großen Korb verlangte, war das Erstaunen groß. Über die kleinen Jäcklein, die ich anfertigte, wurde viel gelacht, denn für gewöhnlich tragen die Kleinen dort Jacken aus Flanell, in denen die kleinen Händchen ganz verschwinden. Praktisch an diesen Jacken war, daß sie bis zum vierten Jahr getragen werden konnten.

Außer Muttermilch bekommen die kleinen Kinder noch Reisschleim. Was ich nie verstehen konnte, war, daß die Kinder, wenn sie gehen können, meist ohne Rock oder Höschen herumlaufen, aber nie ohne eine Bluse.

Das Dorf war inzwischen tief eingeschneit. Es war sehr kalt, und die Kinder des Dorfes konnten die eine halbe Stunde entfernte Schule nicht mehr besuchen. Nicht nur waren die Wege fast ungangbar, es befanden sich in der Nähe auch Wölfe, und dann bestand Gefahr, daß diese die Kinder in Rudeln überfallen könnten.

Im nahen Bambuswald saßen die Krähen in Mengen, wie ich solche früher nie gesehen hatte. Jeden Abend kamen sie zum Schlafen ins Dorf, und ihr Geschrei wurde mir bald so vertraut wie im Sommer der Froschgesang in den Reisfeldern. Es gehört einfach zur Landschaft.

Mein Mann ging viel auf die Jagd. In der Nähe erlegte er Fasane und Wildtauben. Ab und zu wurde mit andern Jägern eine Treibjagd organisiert, von der die Männer Rehe und Füchse und einmal auch ein Riesenwildschwein heimbrachten. Da gab es dann Feste! Der größte Teil des Fleisches wurde auf dem Rost gebraten und dazu Reiswein getrunken.

Das Neujahrsfest feierte ich zweimal, einmal für mich allein am 1. Januar, und dann einen Monat später das koreanische Neujahr. In der ersten Neujahrsnacht erschreckte mich ein Rufen vor der Türe. Eine Frauenstimme rief: «Weiße Frau, wir sind alle da!», und dann wurden die Namen der ganzen Dienerschaft aufgezählt, «und wünschen Ihnen ein gutes neues Jahr». Die Uhr zeigte drei Uhr morgens.

«Ja, also gut», war alles, was ich erwideren durfte. Kein Gegenwunsch für die Dienstboten.

Dann kamen die Kinder zum Grüßen. Ich

DENKSPORENT

AUFGABE.V

Onkel Hubertus war in unserer ganzen Verwandtschaft bekannt, weil er viele Jahre in Indien gewesen war und die merkwürdigsten Dinge von dort zurückgebracht hatte. Alles freute sich darum sehr, daß er ausgerechnet während der Geburtstagseinladung meines 12jährigen Sohnes in der Schweiz weilte und sein Zimmer, das er sich in unserm Haus eingerichtet hatte, bewohnte.

Die Freude der Kinder und Gastgeber an der Einladung erlitt dann allerdings einen Dämpfer, weil einer der zehn jungen Gäste beim Versteckenspiel unser schöntes Rosenbüümchen geknickt hatte und niemand sich zur Tat bekennen wollte.

Da griff Onkel Hubertus ein. «Wenn keiner sich meldet», drohte er, «so werde ich den Schuldigen mittels des schwarzen Teufels herausfinden, so wie man das in Indien macht.»

Alle Eingeladenen blieben stumm.

Onkel Hubertus ließ darauf die Kinder in seinem Zimmer antreten. Die Fensterläden waren geschlossen, und der Raum lag in dämmrigem Zwielicht. Die Tigerfelle an den Wänden und die Götterfiguren in den Ecken wirkten gespenstisch.

«Ein Kind nach dem andern», verkündete nun der Onkel, «muß zum schwarzen Teufel treten und ihm die Hand auf den Kopf legen. Dem Unschuldigen wird nichts geschehen; aber der Teufel wird mir kundtun, wer der Schuldige ist.»

Die Kinder traten eines nach dem andern die Probe an. Ungeheure Spannung erfüllte den geheimnisvollen Raum. Die rubinroten Augen des schwarzen Teufels funkelten dämonisch; aber nichts geschah. Nachdem der letzte dem Teufel die Hand aufgelegt, stellte Onkel Hubertus alle Kinder in eine Reihe, befahl ihnen, die Hände hoch zu halten und zündete das Licht an. Dann schritt er auf Hansruedi zu und sagte: «Du hast das Bäumchen geknickt.»

Hansruedi wurde rot, dann blaß, dann wieder rot, und stotterte: «A-a-aaber ich habe es nicht extra gemacht!»

Frage: Wie konnte Onkel Hubertus herausfinden, daß Hansruedi der Schuldige war?

Auflösung auf Seite 91

mußte schnell aufstehen und koreanische Kleidung anziehen. Nur in dieser konnte ich die vielen Glückwünsche entgegennehmen. Der Gruß von Schwager und Schwägerin mußte mit einer Gegenverbeugung beantwortet werden.

Die größte Überraschung bedeutete, daß an diesem Tag mir niemand das Frühstück brachte. Mein Diener erklärte mir dann, daß die Männer zuerst den Rundgang in allen Tempelchen beendigt haben müßten, bevor eine Speise gegessen werden durfte.

Viele Jahre später, als mein Sohn und die Tochter, die mir fünf Jahre später geboren wurde, schon größer waren, wurde dieses Neujahrsfest für mich eine Freude. Schon die Vorbereitungen und das Einkaufen der hübschen bunten Seidenstoffe für die Kindertrachten bedeuteten ein Vergnügen. Am Tage vor dem Fest wurde das Grüßen geübt, und die Mädchen lernten, langsam abzusitzen und den Oberkörper leicht nach vorne zu neigen. In aller Frühe eilten sie dann zu ihren Verwandten.

Wir beziehen unser Haus in der Stadt Nach anderthalb Jahren war es so weit, daß wir in die Stadt ziehen konnten. Zuerst gingen mein Mann und ich fast jeden Tag einkaufen. Es mußten Möbel, Geschirr usw. angeschafft werden. Die Fuchstante, die einen Teil unseres Hauses bewohnte, zog aber bald ein schiefes Gesicht. Wir hatten nach ihrer Ansicht in unserm Eifer zuviel europäisches Geschirr gekauft.

In Seoul war nun alles erhältlich: Käse, Brot, sogar Schweizer Schokolade, kurz alles, was man sich wünschen konnte. Ich lernte dort mehrere deutsche, mit Koreanern verheiratete Frauen kennen. Es gab auch einen internationalen Club. Es wurden nette Gesellschaften organisiert, und alles schien schön und hell. Aber bald mußte ich erfahren, daß die lieben Freundinnen der Fuchstante große Anstrengungen machten, meinen Mann von mir wegzulocken. Es paßte ihnen nicht, daß ein so hübscher und so reicher Mann einer Ausländerin gehören sollte.

Es gab auch andere Widerwärtigkeiten. Ich wurde auf der Straße angestarrt und bekam oft wenig nette Bemerkungen zu hören. Vor allem meine nach koreanischer Auffassung zu hohe Nase gab immer wieder Anlaß zu Kritik. Zwar gewöhnte ich mich auch daran; aber wie gerne wäre ich wieder einmal wie in Europa unbeachtet durch die Straßen gegangen!

In der Folge wohnten wir abwechselungsweise in Seoul und in unserm Dorf im Süden. Dort ließ mein Mann einen schönen Tennisplatz anlegen; aber nur die Männer durften Tennis spielen.

Ich bestand darauf, Erdbeerbeete anzulegen, Gurken, Erbsen und sogar spanische Nüsse zu pflanzen.

Die Sommer waren immer sehr heiß. Auch die Abende brachten keine Abkühlung. An frühes Schlafen war nicht zu denken. Die Petroleumlampen zogen nur die Moskitos an. So saßen wir oft im Dunkeln, die Fächer in der Hand. Wenn der Mond groß am Himmel stand, die Frösche sangen und von weither Hundegebell zu hören war, erzählte mein Mann gerne aus der koreanischen Geschichte. Nicht nur ich hörte mit Vergnügen zu, zu uns gesellten sich viele aus der Verwandtschaft. Alte Tanten wußten manches aus der eigenen Familie, von Großvätern und Urgroßvätern zu berichten. Die Kinder schliefen unter den Netzen. Das waren schöne Abende. Ich fühlte mich in der großen Gemeinschaft des Verwandtenkreises aufgehoben.

Es hatte mich allerdings eine große Umstellung gekostet, mich daran zu gewöhnen, nie allein zu sein. Auch in der Stadtwohnung war fast immer eine Tante oder ein Onkel bei uns auf Besuch. Kein Gast darf einem zuviel sein. Es widerspricht der Sitte, selbst einem nicht genehmen Besucher je ein unfreundliches Gesicht zu zeigen, auch wenn er einige Tage länger bleibt, als man es wünschen möchte.

Rückkehr und Rückblick Ich habe die Koreaner liebgewonnen. Ich bewundere ihren freundlichen Charakter und ihre Hilfsbereitschaft, die sich nicht nur auf die Verwandtschaft beschränkt. Ich hätte nie daran gedacht, Korea zu verlassen, wenn nicht der Krieg ausgebrochen wäre, dessen Folgen meine Lebensumstände von Grund auf veränderten. Im Laufe der Ereignisse, die dem Überfall der nordkoreanischen Truppen unter chinesisch-russischer Führung und der Rückeroberung Südkoreas mit Hilfe der Amerikaner folgten, sind mein Mann und mein Sohn verschollen. Nur das veranlaßte mich, vor vier Jahren mit meiner Tochter in die Schweiz zurückzukehren.

Meine Mutter, die vor 24 Jahren bei meiner Abreise so unglücklich war über meine Ehe-

schließung, habe ich nicht mehr am Leben getroffen. Damals hatte ich ihre Bedenken nicht verstanden, heute muß ich, obschon ich sagen darf, daß meine Ehe glücklich war, zugestehen, daß ihre Bedenken berechtigter waren als meine Zuversicht.

Die Ehe mit einem Mann aus einem Volke mit einem so völlig andern gesellschaftlichen Aufbau und so radikal andern Sitten stellt an eine Europäerin ungleich größere Anforderungen, als das junge Menschen einsehen können.

Zwar gilt die Frau in Korea, obschon sie gesetzlich fast keine Rechte besitzt, in der Familie als Mutter und Gattin nicht weniger als in Europa. Die Ehen sind dort in der Regel auch nicht unglücklicher als bei uns, obschon die Ehepartner von den Eltern ausgewählt werden und sich die jungen Leute vor der Heirat oft gar nicht kennen. Ernste Schwierigkeiten aus religiösen Gründen gab es bei uns keine, weil ein Teil unserer Verwandten Christen waren und mein Mann, obschon er später wieder zum Buddhismus neigte, mit der christlichen Erziehung unserer Kinder einverstanden war. Meinungsverschiedenheiten über Erziehungsfragen lassen sich hingegen auch unter den ungünstigen persönlichen Verhältnissen nicht ganz vermeiden. Vor allem aber ist es für eine Europäerin schwer, in so ganz verschiedenen Verhältnissen ihre Pflichten als Frau und Mutter im Interesse ihres Gatten und ihrer Kinder so zu erfüllen, wie es eine Frau kann, die unter den gleichen Lebensumständen, mit den gleichen Anschauungen ihres Ehepartners aufgewachsen ist.

Eine junge Europäerin, die vor dem Entschluß steht, einen Asiaten zu heiraten, sollte bedenken, daß eine solche Ehe nicht nur für sie in der Folge mit den verschiedensten Schwierigkeiten verknüpft ist, die sie nicht kennen kann, sondern gleicherweise für ihren Mann. Die Heirat mit einer Europäerin ist auch für diesen mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden. Ich mußte es oft genug merken, wie sehr es meinem Mann verübt wurde, daß er eine Ausländerin geheiratet hatte. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn mir abspenstig zu machen. Mein Mann besaß die Charakterstärke, allen Anfechtungen zum Trotz zu mir zu halten. Aber ich weiß jetzt, wie groß die Forderungen sind, die eine Ehe an zwei Menschen aus so verschiedenen Zivilisationen stellt. In den allermeisten Fällen sind sie für beide zu groß.